

Dana Gluckstein: Dignity. Tribes in Transition.

Zur Ausstellung in der Galerie Hilaneh von Kories, Hamburg

11. Mai–29. Juni 2011

Bitte erlauben Sie mir eine Vorbemerkung:

Die Bilder von Dana Gluckstein sah ich das erste Mal, als der Krieg in Libyen gerade angefangen hatte. Aus der Erinnerung tauchten Gesichter und Situationen auf, denen ich vor mehr als 50 Jahren begegnet bin: Eine nächtliche Berberhochzeit im Atlas, ein Ziegenhirte, der im Schatten eines Wasserreservoirs auf einem Blechrohr mit ein paar Löchern einsame Töne in die Stille der Wüste schickte, der Hotelboy in Ghadames, der nicht verstehen wollte, dass ich als Tramp von Deutschland über die Schweiz und Italien nach Nordafrika gekommen bin. Sein Bild der Welt waren Inseln: Deutschland, Schweiz, Italien, dazwischen Wasser. So, wie in der Wüste Oasen wie Inseln des Lebens erscheinen.

Das war noch unter König Idris, lange vor der Machtübernahme durch Muammar al-Gaddafi. Die Ölexploration hatte gerade begonnen. Das Wasser unter der Wüste versprach jedem Libyer ein kleines Haus mit einem grünen Garten ... Für einen Jungen aus dem Land, das gerade eine ganze Kultur zerstört hatte, und sowohl äußerlich, als auch innerlich selbst zerstört war, waren Menschen in ihren Traditionen Ziele der Sehnsucht. Als Reisendem und Gast blieben mir die Mühen und Abgründe von Traditionen allerdings verborgen.

Als ich mir Notizen zu dieser Einführung machte, war der Gedenktag für die Opfer des Genozids an den Armeniern 1915/16, jedes Jahr der 24. April.

Dana Gluckstein hat vor über 30 Jahren angefangen, Menschen zu fotografieren, die am Rande der modernen Welt leben (auch mitten unter uns) und in ihrem kulturellen Überleben bedroht sind. Unsere Gier nach Land und Rohstoffen hat sie immer weiter zurück gedrängt, seien es die Indianer Nordamerikas in den Vereinigten Staaten, die Inuit in Kanada und Grönland, die Batwa in Ruanda, die Aborigines in Australien oder die Hmong im Goldenen Dreieck.

Die westlich dominierte Generalversammlung der Vereinten Nationen (UN) hat 24 Jahre gebraucht, bis sie die Rechte der indigenen Völker im September 2007 in eine Erklärung gefasst hat (*United Nations Declaration*

on the Rights of Indigenous Peoples, Anlage zu Resolution 61/295). 144 Staaten stimmten dafür, elf enthielten sich der Stimme, vier stimmten dagegen: USA, Kanada, Australien und Neuseeland. Die 2008 neu gewählte Regierung Australiens hat die Vorbehalte ihres Landes inzwischen zurückgezogen. Längst aber sind nicht alle Punkte geklärt, nicht einmal, was «indigen» bedeuten soll.

Soweit die politische Dimension.

Zu den Fotografien:

Die Fotografien von Dana Gluckstein spiegeln unsere Hoffnung wider, eins zu sein mit unseren Mitmenschen, mit der Natur und mit unserem Schicksal, Antworten zu finden auf die Frage: *Woher kommen wir? Wer sind wir? Wohin gehen wir?* Das ist auch der Titel des großen Gemäldes von Paul Gauguin von 1897, das als sein Testament gilt. Gauguin hat bereits vor über 100 Jahren die Zerstörung der ursprünglichen Kultur auf Tahiti durch Kolonisation und Missionierung beklagt – und bekämpft.

Der Zauber, der von den Fotografien hier ausgeht ist aber nicht nur Reflex unserer Sehnsucht. Das Schwarz-Weiß, die malerische Haltung und das Zusammenspiel von Gesichtern und Accessoires (wenn dieser Begriff aus der Mode erlaubt ist) schaffen eine Unmittelbarkeit, die vergessen lässt, dass kein Bild die sichtbaren Oberflächen zeigt. In Wirklichkeit ist der Halsschmuck der Samburu-Frauen hier korallenrot, das Hemd des Himbu-Häuptlings bunt. Schwarz-Weiß ist die Form, in der die Fotografie Kunst wurde und sich deutlich von der Malerei unterschied. Der Verzicht auf Farbe hilft uns, nicht an der Außenhaut hängen zu bleiben.

Dana Gluckstein arbeitete bei diesen Aufnahmen ohne besondere Ausrüstung wie Licht oder Rückwände. Sie muss auch keinen besonderen Kontext, keine *Location* und keine Inszenierung suchen, sondern fotografiert die Menschen da, wo sie leben. Ihre Stärke ist ihr Blick – im Amerikanischen gibt es dafür den Ausdruck *lenswoman*. Und ihre Sympathie für die Fotografierten.

Für uns als Betrachter sind diese Fotografien ein doppeltes Ereignis: Wir sehen meisterhafte Porträts und entdecken in jedem einzelnen Bild ursprüngliche Dimensionen des Menschseins. Angefangen hat alles am Rande eines Auftrages für den Geschäftsbericht einer Computerfirma. Sie sollte den Vorstand ins Bild setzen und war fasziniert von den Gesichtern der Mitarbeiter aus verschiedenen Ländern in der Produktion.

Fotografische Bilder von Menschen waren zunächst geprägt von der Inszenierung von Macht, Reichtum und Bedeutung in der Tradition der Portraitmalerei. Die Sozialfotografie hat diese Form zunächst übernommen, um denen Würde zu geben, die vorher keine hatten. Das wohl größte Unternehmen dieser Art ist August Sanders *Menschen des 20. Jahrhunderts*. 45 Mappen zu je 12 Lichtbildern, in denen er die Menschen in typischer Umgebung, mit charakteristischer Kleidung oder auch berufsspezifischen Attributen zeigt.

In der Parteinahme und im Auftrag sozialer Organisationen, aber auch durch die veränderte Technik, hat sie dann neue Formen gefunden, wie etwa Aufnahmen von Walker Evans oder Dorothea Lange zeigen. *Migrant Mother*, 1936, wäre mit einer Studiokamera kaum möglich gewesen.

Dana Gluckstein beruft sich auf Dorothea Lange und Irving Penn, beide Portraitfotografen. Von Penn stammt das großartige Portrait von Pablo Picasso mit Hut, eingehüllt in einen Mantel, das linke Auge fokussiert den Betrachter, das rechte ist im Schatten kaum sichtbar. Darüber hinaus betont sie den Einfluss des österreichischen Malers und Zeichners Egon Schiele auf ihre Fotografie im Hinblick auf Ausdrucksstärke und Tiefe.

Das gilt sowohl für ihre kommerzielle Portraitfotografie wie auch für ihre Werbefotografie: Tony Curtis, Jane Russell, Stan Getz, Michail Gorbatschow, Timothy Leary, um nur einige der von ihr portraitierten *celebrities* zu nennen, dann *advertising* für Apple, Blue Cross, Toyota und andere.

Mit ihrer Serie *Dignity. Tribes in Transition* und dem gleichnamigen Buch nimmt sie Partei für das Gegenteil, für die Schönheit und Würde indigener Völker, die in unserer modernen Welt keine Stimme haben.

G. F.